

IDENTITÄT(EN) UND MODERNE IN ZENTRALEUROPA

Bericht über den 12. Workshop des SFB Moderne in Sarajevo (Mai 2003)

von Werner Suppanz (Graz)

erschienen in: *newsletter MODERNE*.
Zeitschr. des Spezialforschungsbe-
reichs *Moderne – Wien und Zentral-
europa um 1900*, 6. Jg., H. 2 (Sept.
2003), pp. 2-5.

Das Sprechen über Identität(en) ist in den gegenwärtigen alltagssprachlichen, politischen wie (kultur)wissenschaftlichen Diskursen beinahe schon zum Gemeinplatz geworden. Ziel des Frühjahrs-Workshop des *SFB Moderne*, der vom *Arbeitskreis Identitäten* organisiert wurde, war es, diese zentrale Perspektive der aktuellen Forschung mittels Referaten und Diskussionen explizit zu diskutieren und einen Überblick über deren Relevanz in den Projekten und für das Forschungsfeld Wien und Zentraleuropa um 1900 insgesamt zu gewinnen. Die Wahl des Veranstaltungsortes Sarajevo, die Hauptstadt Bosnien-Herzegowinas, verlangte zugleich nach einer Auseinandersetzung mit der Identitätsproblematik in einer historisch wie aktuell besonders sensiblen Zone.

Das Programm setzte sich aus theoretischen Beiträgen, die das Konzept ›Identität‹ untersuchten, und empirischen Referaten, die dessen Anwendung in konkreten Fragestellungen aus einzelnen Projekten darstellten, zusammen. Ein Werkstattgespräch diente der Diskussion über die Situation vor Ort und die Perspektive von Künstlern und Intellektuellen aus dem ex-jugoslawischen Gebiet. Als Experte nahm weiters der Amerikanist und Literaturwissenschaftler Werner Sollors am Workshop teil.

Identität – ein prekäres Konstrukt

In ihrem einleitenden Statement über *Identitätsbildungen in Zentraleuropa um 1900* skizzierten Johannes Feichtinger (Österreichische Geschichte) und Alice Bolterauer (Germanistik) grundlegende theoretische Zugänge zum Identitätsbegriff und versuchten, diese anhand von Textauszügen aus Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften* zu konkretisieren. Die Kategorie der Identität wurde in ihrer Bedeutung als »durch Erfahrung der Differenz empfundene Zugehörigkeit zu einem Kollektiv« präsentiert. Diese wurde daher gerade nicht als Ausdruck der Autonomie des Subjekts gedacht, im Gegenteil könne der innere Kern des Subjekts – z. B. Stuart Hall folgend – nie als autonom aufgefasst werden. Die spezifische Situation Zentraleuropas um 1900 bestehe nun im Ausmaß an ethnisch-kultureller Pluralität, in anderen Worten im Fehlen eines die Monarchie umfassenden zwingenden Modells kultureller Identität, und damit in der Tendenz zur Bildung von Patchwork-Identitäten. Diese Beobachtung legt auch nahe, aktuelle Ansätze, wie z. B. den der Hybridität, auf die Erforschung der soziokulturellen Gegebenheiten in der Habsburgermonarchie anzuwenden. Damit wird der Blick für die ständige, prozesshafte Neuverhandlung kollektiver Identitäten geschärft, die im Widerstreit mit der Tendenz steht, bestimmte Elemente – allen voran die Sprache – als »kulturelle Marker« zu setzen und auf dieser Grundlage ein normatives Symbolsystem zu errichten. Diese Phänomene, so zeigte der »literarische Teil« des Referats, finden auch im *Mann ohne Eigenschaften* ihre Reflexion. Identitäre Pluralität komme allein schon in der Vielfalt an Benennungen des Staates zum Ausdruck. Der Regierungsgrundsatz des Reiches, so Musil, sei ein »sowohl/als auch« und von einem Misstrauen gegenüber einem »entweder/oder« geprägt. Der Autor konstatiert in seinem Roman für die Zeit um 1900 die gleichzeitige Identifizierung mit den gegensätzlichsten Ideen. Für ihn sei daher die Lösung dieser Spannungen in einer »Identität der Identitätslosigkeit« gelegen, einer Formulierung, die dem Konzept von Identität als prozesshaft und prekär entspreche.

Volker Munz (Philosophie) befasste sich mit dem Zusammenhang von *Gedächtnis und Identität*. Anhand der Ansätze von Maurice Halbwachs und Jan Assmann untersuchte er die Funktion des Gedächtnisses in der Reproduktion der Identität von Gruppen. Munz fasst dabei ersteren, der auf die Rekonstruktion des Vergangenen durch gesellschaftlich determinierte Wahrnehmungsprägungen rekurrierte, als stärker konstruktivistisch auf als letzteren. Assmanns Konzept der Rekonstruktivität des kollektiven Gedächtnisses impliziere stärker die Annahme, dass »Ereignisse« als Grundlage der Formulierung von Erinnerung dienen. Philosophische Ansätze zu dieser Frage fand Munz bei David Hume und in dessen Rezeption durch Ernst Mach. Die Hauptleistung des Gedächtnisses nach Hume liege nicht in der Bewahrung, sondern in der Herstellung von Ordnung und von Beziehungen zwischen den Elementen der Erinnerung. Diese trage somit zur Entstehung von Identität durch deren »Entdeckung« bei. Mach betonte in diesem Sinne, dass die Grundbedingung entwickelten psychi-

schen Lebens die Assoziation sei. Erinnerungsspuren allein machten das Gedächtnis nicht aus. Im Sinne der Rekonstruktivität meinte Mach, dass Empfindungen erst durch die Einordnung in gegenwärtige Zusammenhänge bewusst würden. Gedächtnisleistungen seien daher als aktuelle Formen von Erinnerung aufzufassen, die erst durch ihre Einbettung in Zusammenhänge entstünden.

Mit dem Thema *Hybridität und kollektive Identität(en)* hinterfragte Werner Suppanz (Zeitgeschichte) ein weiteres aktuelles Theoriemodell. Ausgangspunkt war die Überlegung, dass Hybridität einerseits im Kontext der globalen Migration und der postkolonialen Metropolen diskutiert wird. Der Ansatz wird damit konkret auf die globale Zirkulation von Waren und Zeichen und historisch gesehen auf kulturelle Pluralität in der Vergangenheit und ihre Auswirkungen auf die Gegenwart angewandt. Gleichzeitig gilt Hybridität als wesentliches Element einer Konzeption von Kultur oder Identität, die deren prinzipiellen Konstruktcharakter, ihre Prozesshaftigkeit und Unabgeschlossenheit betont. Suppanz plädierte dafür, Hybridität als »ongoing condition of all human cultures, which contains no zone of purity because they undergo continuous processes of transculturation« (Renato Rosaldo) aufzufassen. Ideologische Zonen kultureller und damit auch identitärer Reinheit nationaler, ethnischer usw. Prägung bedürften daher expliziter Erklärung, insbesondere ihrer Konstruktionsbedingungen. Zwar besitze aus dieser Sicht das Adjektiv »hybrid« tautologischen Charakter, es überwiege jedoch die Leistung, vorgebliche Einheiten und Ganzheiten zu dekonstruieren und zur Analyse von Differenzen nach außen diejenige interner Heterogenität und Pluralität hinzuzufügen. »Hybride Identität« sei daher eng mit der Metapher des »verknöteten Subjekts« (Elisabeth Bronfen) verbunden. Wertvoll sei dieses Konzept insbesondere in Forschungsbereichen, die sich mit den Prozessen der Konstruktion eines authentischen Kerns von nationaler, ethnischer, sozialer oder geschlechtlicher Identität befassen. »Einsetzungsriten« im Sinne Pierre Bourdieus, seien es Besuche von »Nationalmuseen«, seien es Heimatkunde- oder Staatsbürgerunterricht, versuchten jenes vermeintliche »Werde, was du bist« zu vermitteln, zu dessen Dekonstruktion das Konzept der Hybridität wesentlich beitragen könne.

Gerade die Betonung des Prozesshaften und Unabgeschlossenen führt gleichzeitig dazu, dass die Sinnhaftigkeit des Sprechens von Identität von manchen wiederum in Frage gestellt wird. Zur Kritik des Identitätsbegriffs bei Rogers Brubaker referierte Peter Stachel (Österreichische Geschichte). Brubakers Kritik besteht vor allem darin, dass »Identität« als Modewort zu beliebig, terminologisch in sich zu widersprüchlich sei. Der US-amerikanische Soziologe unterscheidet dabei zwischen einer »starken«, essenzialistischen, und einer »schwachen«, konstruktivistischen, Begriffsbedeutung. Letztere dominiere in den aktuellen Sozial- und Kulturwissenschaften, habe aber den gravierenden Nachteil, zu viel bedeuten zu wollen und damit zu unscharf zu werden. Brubaker hält daher den Identitätsbegriff überhaupt für verzichtbar, außer in jenen Fragestellungen, wo es um dessen Funktionalisierung geht. Er schlägt alternative Begriffe vor, die einen geringeren Bedeutungsumfang aufweisen und damit klarer und eindeutiger seien. Beispiele dafür sind »identification«, die den intentionalen Charakter stärker betont, »categorization«, »self-understanding«, »social location«, »self-representation« oder »self-identification«. Brubaker möchte mit diesen Vorschlägen die terminologische Unterscheidung zwischen Selbstverständnis und Zuschreibung von außen sowie subjektivem Verständnis und objektiven Gemeinsamkeiten deutlicher machen. Gleichzeitig bleibt allerdings die Frage offen, inwieweit diese Vielzahl an Begriffen nicht theoretisch wie empirisch problematische Trennungen erzeugt, die wiederum Fragen nach der Unterscheidbarkeit hervorrufen.

Musik und Ethnografie

Gerade diese Frage nach der Konzeptualisierung von Identitäten in konkreten Forschungsfeldern wurde in den empirischen Beiträgen des Workshops sichtbar. Martina Nußbaumer (Zeitgeschichte) befasste sich mit *Identity on display*, indem sie die *Konstruktionen des Eigenen und des Fremden auf der Internationalen Ausstellung für Musik- und Theaterwesen in Wien 1892* untersuchte. Nach dem Vorbild der Weltausstellungen sollte diese Schau ihrer Selbstpräsentation nach der Völkerverständigung und dem wissenschaftlichen Austausch dienen. Gleichzeitig, so Nußbaumer, macht eine Analyse aber deutlich, welche große Rolle die Darstellung kultureller Hegemonieansprüche und Rangordnungen spielte. Die Hierarchie, die inhaltlich und in der Ausstellungsgestaltung zum Ausdruck kam, sah die Deutschen in der Monarchie an der Spitze, danach kam die Position Österreich-Ungarns in Europa und schließlich Europas bzw. der so genannten »Kulturnationen« in der Welt. Dementsprechend habe die Ausstellung, die historisch mit der altorientalischen Musik begann, die Welt in eine Zone

der Präsentation und der Repräsentation – der kulturellen Leistungen der »Kulturnationen« –, der Objekte und der Akteure unterteilt. Letztlich sei sie als deutschösterreichische Ausstellung mit Universalanspruch zu sehen, neben der nationale Ausstellungen zu sehen waren, in denen minder bewertete Musik präsentiert wurde. Auch der öffentliche Diskurs um die Ausstellung machte die auf Musik beruhenden Selbst- und Fremdbilder sichtbar und thematisierte zeitgenössische nationale Konfliktlagen. So wurde ein Gastspiel des Böhmisches Nationaltheaters (*Die verkaufte Braut*) in der Presse als besonderer Erfolg gefeiert und als Hoffnung auf nationale Aussöhnung gedeutet. Die *Wiener Zeitung* z. B. schrieb dazu, dass Smetana von deutschem Geist beeinflusst und daher auch in Wien erfolgreich sei. Sein Werk wurde als Absage an den Panslawismus gedeutet.

Machte Martina Nußbaumer deutlich, wie nationale Zuschreibungen am Beispiel der Musik erkennbar sind, so beschäftigte sich Nikola Ornig (Soziologie) in ihrem Beitrag *Ethnizität, Religion, Nation* mit österreichisch-muslimischen Identitäts- und Alteritätsentwürfen. Ornig analysierte vorrangig ethnografische Werke der Zeit um 1900, die sich mit den ca. 500.000 auf österreichisch-ungarischem Gebiet – großteils in Bosnien-Herzegowina – lebenden Muslimen befassen. Die Okkupation Bosnien-Herzegowinas 1878 hatte die Präsenz des Islam auf dem Gebiet der ihrem Selbstverständnis nach »katholischen Großmacht« enorm verstärkt und zwecks ihrer rechtlichen Integration v.a. zu ihrer Anerkennung im Islamgesetz von 1912 geführt – ein Rechtsstatus, der bis heute Modellcharakter auf europäischer Ebene hat. Kennzeichnend für die ethnografischen Schilderungen ist nun, so Ornig, dass es sich um durch statistisches Material gestützte normative Darstellungen handle. Die bosnische Bevölkerung wird in »Türken«, »Griechisch-Orthodoxe« und »Lateiner« unterteilt, wobei insbesondere »Österreichisches« und »Türkisches« kontrastiert werden. Gleichzeitig findet in der Literatur der Versuch der Harmonisierung statt, z. B. mittels der Hervorhebung des – dank der Besatzungsmacht zunehmend – europäischen Charakters der Hauptstadt Sarajevo. Die Kontinuitäten dieser Sicht bis in die Gegenwart bestehen v.a. im Paradigma eines europäischen Islam, das in der Habsburgermonarchie vorformuliert worden sei. Das zentrale Problem, das in den ethnografischen Beschreibungen zum Ausdruck kommt, lasse sich auch so darstellen: Es geht um die Sicht auf die »Fremden«, die als das Ambivalente und Unentscheidbare (Ernest Gellner) wahrgenommen werden. Wird einerseits die Differenz hervorgehoben, so spielt gleichzeitig die Frage nach der Möglichkeit verschränkter Identitäten als BosniakIn und Muslim/e und ÖsterreicherIn eine stets präsente Rolle im Diskurs, den die untersuchten Quellen wiedergeben.

Irrsinn und Trauma

Dass Ansätze der Identitätsforschung nicht nur in Arbeiten zu ethnisch-nationalen und/oder religiösen Kollektiven im Vordergrund stehen, wurde im Beitrag von Carlos Watzka (Soziologie) deutlich. *Irrsinn und Identität in Österreich um 1900* lautete seine Fragestellung, die die Verschränkungen und Wechselwirkungen von personalen und kollektiven Identitäten in der Entstehung und im Verlauf »psychischer Abnormalität« thematisierte. Die (zugeschriebene) Identität des »Irren«, so Watzka, zeichnete sich im Wesentlichen durch folgende Merkmale aus: die Devianz des Verhaltens, das Andauern dieses Zustands, dessen Evaluierung als negativ und unglücklich sowie das Vorhandensein eines organischen Korrelats. Insbesondere Richard von Krafft-Ebing, der Devianz allgemein als Abweichung von der Norm der psychischen Verrichtungen definierte, habe diese Vorstellung geprägt. Es handle sich bei diesem Verständnis von »Irre-Sein« um eine spontane Produktion des »psychischen Organs« dessen, was sonst durch Vorgänge in der Außenwelt motiviert ist. In der Psychiatrie um 1900 insgesamt spielte in diesem Zusammenhang die Systematisierbarkeit des »Wahnsinns« eine wesentliche Rolle, wobei die Etikettierbarkeit der betreffenden Personen auch unter dem Aspekt einer präziseren Diagnostik gesehen wurde. In einer Gesellschaft der »Moderne«, in deren Diskursen die mentalen Leistungsanforderungen und der erhöhte individuelle Autonomiebereich zunehmend bedeutsam wurden, stand gerade die Abweichung von diesem kollektiven Selbstverständnis in Zusammenhang mit der Definition als »irre«. Watzka konkretisierte dieses Fazit abschließend anhand von Ergebnissen seiner Analyse von Artikeln der Grazer *Kleinen Zeitung*. Die Berichterstattung über Vorfälle, an denen »Irre« beteiligt waren, biete Anhaltspunkte für die Zuschreibungen an die betreffenden Geisteskranken und ebenso für die kollektive(n) Identität(en), in deren Rahmen diese Zuschreibungen stattfanden.

Auch Bettina Rabelhofer (Germanistik) thematisierte den Umstand, dass die Frage nach »Identität« mit Prekärem und als schmerzhaft Empfundenerem zu tun hat bzw. haben kann. Ihr Referat *Trauma – Erinnern – Erzählen* befasste sich mit dem Traumabegriff als kulturellem

Deutungsmuster, das im Wesentlichen als Konzept der Psychotherapie und Psychiatrie aufzufassen sei, gleichzeitig aber Diskurse der Medizin, der Kunst- und Literaturtheorie und der Sozialgeschichte damit verknüpft. Letztlich werde unter diesem Konzept ein kulturelles Phänomen der Nachgeschichte – nach einer Zäsur –, das Nicht-Eindringen-Können in das, was geschehen ist, verhandelt. Damit, so Rabelhofer, werde schon deutlich, dass der Traumabegriff sich nicht allein auf das (individuelle) Subjekt beziehe, sondern im kollektiven Gedächtnis ebenso seinen Platz habe. Um 1900 formulierte erstmals Freud das Konzept des Traumas, das zwar in der Geschichte des Subjekts datierbar sei, aber durch seine Nachträglichkeit pathogen werde. Kennzeichnend sei, dass sich das Bewusstsein des Hysterischen seine Vergangenheit selbst schaffe, er leide an den Reminiszenzen, nicht am Ereignis selbst. In der Behandlung von Traumata spielt, so Rabelhofer, die Wiedergewinnung des Gedächtnisses die zentrale Rolle. In Freuds Vorstellung ist das Trauma zwischen Vergessen und Erinnern stecken geblieben und könne durch Sprache, durch »Erinnerungsdichtungen« objektiviert werden. Eine Frage, die sich dabei stellt, lautet, ob es die Erinnerung oder die Erzählung von der Erinnerung ist, die die heilende Wirkung ausübt. Ein Alternativmodell dazu ist das Modell der Dissoziation von Pierre Janet, der gerade auf Amnesie setzt und das Vergessen zu suggerieren versucht. Die Spannung zwischen dem Wissen um das Unzugängliche und Uneinholbare der Geschichte und dem Versuch dessen Erzählbarkeit herzustellen machte Rabelhofer schließlich auch mit dem Verweis auf die literarische Repräsentanz des Traumas deutlich. Gespenstergeschichten bspw. ließen sich als dessen Thematisierung auffassen, wobei allerdings die Entdeckung der historischen Wahrheit den Spuk auflöse und damit die Heilung herbeiführe.

Perspektiven »vor Ort«

Der Frage insbesondere nach bosnischer Identität ging ein Werkstattgespräch nach, das mit *Identitäten in Sarajevo um 1900 und 2000* betitelt war. Teilgenommen haben vier Persönlichkeiten, die aus der Erfahrung des Krieges in Bosnien-Herzegowina heraus ihre Sicht auf die Identitätsproblematik darstellten. Der Schriftsteller Dževad Karahasan unterschied zwischen einem reduktiven und einem dramatischen Identitätskonzept. Ersteres weise eine negative Bestimmung in der Form »Ich bin ich, weil ich nicht du bin« auf. Zweiteres besage, dass Unterschiede erst auf der Grundlage des Gemeinsamen Bedeutung erlangten. Angesichts der Differenzen zwischen den bosnischen Volksgruppen sollte daher nie vergessen werden, dass deren Wahrnehmung gerade die Gemeinsamkeit zur Voraussetzung hätte. So hätten die religiösen Unterschiede in der osmanischen Zeit auf der Basis der gemeinsamen bosnischen Sprache im Vergleich zu den Türken, Italienern etc. bestanden. Der katholische Pater Mile Babić wiederum setzte bei Karl Jaspers' Diktum an, zuerst Mensch und dann Deutscher zu sein. Für ihn war das 20. Jahrhundert von der Dominanz kollektiver gegenüber individuellen Identitäten geprägt. Sein zentrales Anliegen war zu zeigen, dass Religion als Funktion der nationalen Ideologie, der »säkularsten Ideologie«, auftritt, religiöse Identitäten in Konflikten daher nur die Oberfläche des Nationalismus darstellten. Die »ethnische Säuberung« war für Babić ein nationalistisches Ereignis nach dem Vorbild des Prinzips *cuius regio eius religio* aus dem 16. Jahrhundert. Am kritischsten gegenüber dem Konzept der Identität insgesamt äußerte sich der Schriftsteller Sinan Gudžević. Er führte eine Reihe von Beispielen für die »destruktive Konjunktur« des Identitätsbegriffs an, die im Gegensatz zum theoretisch-analytischen Sprechen ohne Bewusstsein der Konsequenzen auf der wissenschaftlichen Ebene stehe. Ergebnis dieses Denkens in »Identitäten« war für Gudžević, dass Bosnien »multikultiert« worden sei, um es darauf hin teilen zu können. Der aus Montenegro stammende und in Sarajevo ansässige Dichter Marko Vešović schließlich erklärte sich selbst als frei von kollektiver Identität. Jedes Erzählen über Identitäten sei für ihn inhaltsleer, die Sprache seine geistige Heimat.

Der Workshop machte in den einzelnen Beiträgen die Komplexität der aktuellen Theoriediskussion wie auch das Ausmaß der Relevanz von »Identität« in empirischen Fragestellungen deutlich. Erkennbar war aber auch die Performanz des Sprechens von Identität – am bosnischen Beispiel mit ihren destruktiven Folgen –, womit ein Grundproblem kulturwissenschaftlicher Forschung ständig präsent war.